

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 33

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

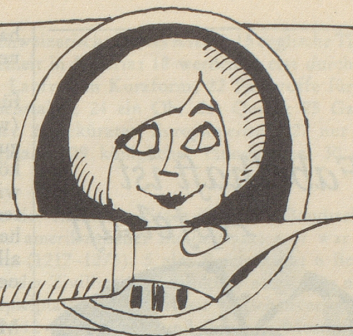
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Geburt des «Tagi»

Eines trüben Tages, als meine Lebensgeister ziemlich gedämpft waren, legte mir eine Schwester etwas erstaunlich Schönes auf mein Spitalbett: eine liebe Leserin schickte mir die allererste Nummer des «Tagesanzeigers für Stadt und Kanton Zürich», datiert Donnerstag, den 2. März 1893. Und plötzlich war ich in der Spätromantik, die ja eigentlich bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, und die einem bekanntlich – Nostalgiewelle hin oder her – seither vergangen ist.

Der Tagesanzeiger ist ein sehr weltoffenes, gutredigiertes Blatt. Damals stand es eben jenen Zeiten offen und für uns ist diese erste Nummer retrospektiv schönsten Fin de siècle.

Da wäre also auf Seite 1 ein Redaktionsprogramm, wo friedliebend erklärt wird, man wolle «kein Konkurrenzblatt werden», sondern neben den andern Zeitungen als Familienblatt bestehen und «sich auf keine Polemiken und Zänkeereien mit den HH. Kollegen einlassen». Das konnte eine Zeitung damals wohl noch eine Zeitlang durchführen.

Rein romantisch ist der beginnende Feuilleton-Roman, betitelt «Ein düsteres Geheimnis», der mich ganz besonders fesselte. Er fängt an:

«Auf der Ebene – auf der weissen, kalkigen Fläche lag gespenstisch der Schein des Mondes. Aus dem Osten vom Meere her zog eine Wolkenwand dunkler und dunkler empor, zuweilen zerrissen vom elektrischen Strom... Die Nacht war erhaben schön, über zwei Dritteln des Horizonts der klare Mondenschein – in der dunklen Wolke der leuchtende Blitz – ein leichter Wind... die Zweige der Bäume und Büsche schüttelnd und von den tausendartigen Sträuchern und Blumen den geheimnisvollen narkotischen Duft streifend und durch die Luft tragend.»

Schreiben Sie einmal so schön! Die also Schreibende war eine heute zu unrecht verschollene Dichterin namens Hermine Frankenstein. Der Roman spielt in Griechenland, das von drei jungen Engländern samt Dienerschaft und eingebornem Führer zu Pferd bereist wird. Die Lords gehören zur Hocharistokratie Englands. Dass sie Bertram von Knoll, Königshof und Willebrand heissen, geht uns nichts an, es ist ihre Sache. Der

griechische Reiseführer ist ein übler Schurke. Das Ganze ist aufregend und man möchte wissen, wie es weitergeht. Aber der Rest dieser ersten Nummer bietet noch genug des Interessanten. Da ist – ebenfalls auf der Front-page, wie es sich gehört –, ein Bericht aus dem Kantonsrat. Traktanden: Verstaatlichung der Wasserkrafts und ob das Sache des Bundes oder der Kantone sei. Dann meldet sich ein Herr Pfarrer Wissmann und wünscht, dass man «den fremden Anarchisten mehr auf die Finger sehe und ihnen zeige, wo der Herrgott der Schweiz ein Ausgangsthor gemacht hat». Arbeitersekretär Greulich «sieht die Sache nicht so gefährlich an, man müsse aus diesen Leuten nicht mehr machen, als sie in Wirklichkeit seien, sie hätten ja gar keine Bedeutung». Und ein Advokat namens Lang meint, Pfarrer Wissmann «werde doch nicht etwa für die Sicherheit seiner silbernen Löffel bangen».

Folgt ein Bericht über die Entschädigungen infolge der Mönchesteiner (sic!) Katastrophe und, vermutlich ebenfalls Basel betreffend, eine Klage wegen Ueberfüllung des Bürgerspitals (damals schon!) und das Projekt eines Frauenspitals im Sankt-Johannquartier. Kredit: 1 190 000. (Da sind wir punkto Millionen Mehrstelligeres gewöhnt, gälze!) Unter «Privat-Depeschen» steht zu lesen, die Gräfin Julie Willsdorf, welche kürzlich aus Dessau in Abbazia angekommen sei, habe sich wegen unglücklicher Liebe mittels Phosphorlösung vergiftet. Damals wurden noch Gründe angegeben. Es waren gründliche Zeiten. We-

nigstens wenn es sich um gräfliche Kreise handelte.

Und, unter derselben Schlagzeile: «Der Bischof Clément wurde, weil er am Geburtstag des Fürsten eine Predigt gehalten, in welcher er die Bevölkerung gegen den Fürsten und die Regierung aufreizte, in das Kloster Peter und Paul zwangsweise transportiert.» Nein, nicht wo Sie denken, sondern in Sofia.

Uebrigens kommt auch der Humor nicht zu kurz, schon weil er ausdrücklich als solcher bezeichnet wird. Untertitel: Ein Schlaumeier. Unteroffizier: «Weshalb darf der Soldat nie den Kopf verlieren?» Rekrut (nach längerer Pause): «Weil – weil sonst ein Helm zuviel wäre, Herr Unteroffizier.»

Folgt, unter «Weisheitskörner»: Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Man könnte stundenlang zitieren, aber da sind auch noch die Annoncen und sie sind ebenfalls sehr anregend. Unter anderem kann man daraus ersehen, dass die Fischhandlung Bachmann in der Anken-gasse lag. Und dies in Zürich, wo ein Berner oder Basler, wenn er Anken verlangt, jedesmal zurechtgewiesen wird: «Mäinezi Putter?» (Kuriöserweise hat sich die Anlehnung an die Schriftsprache nicht auf den Artikel ausgedehnt. Es heisst *der* Putter.)

Dass der Apotheker Karrer Hachisch empfiehlt, ist schon etwas bedenklicher. Es soll aber Hühneraugen und Warzen «auf Nimmerwiedersehn» beseitigen, womit einmal mehr bewiesen wäre, dass jedes Ding mindestens zwei Seiten hat.

Ein Herr Friedrich Gollier, Apotheker in Murten, «prämiert mit

8 Ehrendiplomen und 20 Medaillen», hat bereits in dieser ersten Nummer des Tagesanzeigers ein ganzseitiges Inserat für seine Produkte, ein Auftrag, der dem Herausgeber des neugeborenen Blattes sicher gutgetan hat. Auf dieser Seite beeindruckt mich vor allem der «Eisen-Cognac», weil er zahllose Leiden wie Blutarmut und Bleichsucht (damals bei jungen Mädchen an der Tagesordnung) heilt, und überdies als ausgezeichnetes Stärkungsmittel allen, die «durch schwere Arbeit, übermässiges Schwitzen und Ausschweifungen etc. leiden» empfohlen wird.

Ich möchte schon gern wissen, was etc. heisst. Und ausserdem möchte ich wissen, ob es den Eisen-Cognac noch gibt. Es wäre ein solcher Trost, wenn man sich ungestraft gelegentlichen Ausschweifungen hingeben könnte.

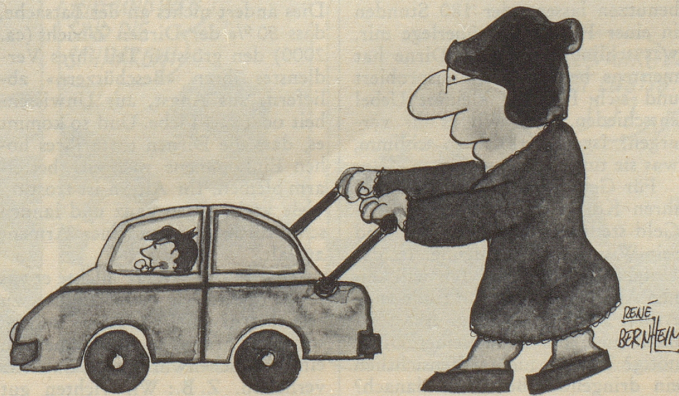
Ach, meine Lieben, das Fin de siècle war doch eine goldene – oder sagen wir wenigstens: eine vergoldete Zeit. *Bethli*

Wir und der St. Annodozmol

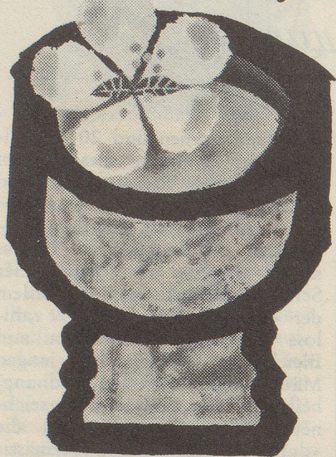
Es gibt neben den durchaus normalen, im wahrsten Sinne des Wortes lebenswürdigen Verwandten auch die mühsamen, solche, die unter Anrufung der gemeinsamen Ahnenreihe dafür sorgen, dass unser gutes Gewissen nicht etwa ausarte ins sanfte Ruhelkissen.

Wir haben so einen Onkel Johannes und Sie vielleicht die Tante Elsi, und ich wette, die beiden haben denselben Hausheiligen: den St. Annodozmol. Unser Onkel Johannes betrieb in meiner jungen Ehe ein zähes Sit-in, zu einer Zeit, als dieser Ausdruck noch gar nicht erfunden war. Er konsumierte meine fix-fertigen Familienfeste, unsere friedlichen Sonntagnachmittage und begutachtete ungefragt unsere Nachkommen. Er schwärmte geradezu von St. Annodozmol, der immer so lieb für einsame Onkel gesorgt habe. Auch zitierte er häufig eine unbekannte Bevölkerungskategorie namens «Hauspersonal». Dafür ignorierte er, genau wie Ihre Tante Elsi, sein Alter, sein unbittlich vorrückendes, und vertraute seinem Heiligen und natürlich uns, die wir so es Liebs seien.

An allem sind wir natürlich ganz selbst tschuld. Wir hätten einen Konkurrenzheiligen erfinden sollen, etwa den St. Frustration, und



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

unsererseits etwas fordern müssen, was Opfer kostet. Vielleicht einen Kochkurs für Onkel Johannes? Aber da, liebe Schwestern, waren wir noch so unwahrscheinlich jung! Die Vertreter der mittleren Generation dünkten uns, so aus der Froschperspektive, im verehrungswürdigen Greisenalter; jawohl, das gab es! Zudem waren wir glaubi wirklich es Liebs.

Es Liebs sind wir bestimmt immer noch, wenn auch selbst nun in den mittleren Jahren angelangt. Die wurden inzwischen umfunktioniert zur dritten Lebensphase. Einige haben noch eine turbulente Familie zu betreuen, andere sitzen schon wieder hinter der Schreibmaschine oder sonstigem Werkzeug. Nur in den Wohnlandschaften lieber Nichten sitzen wir mitnichten, oder doch nur, um kleine Kinder zu hüten. Alle wissen es auswendig: das Leben beginnt mit 50!

Unterdessen sind Onkel Johannes und Tante Elsi in die vierte, fünfte oder sogar sechste Lebensphase eingetreten. Der St. Annodozmol ist dort allgegenwärtig. Nur das Hauspersonal hat sich in Luft aufgelöst, sowie die Fähigkeit, doch noch kochen zu lernen. Nur wir, wir sind wie gesagt immer noch es Liebs und bringen es fertig, unserer dritten Lebensphase auch noch genügend Ohr, genügend Zeit und vor allem genügend Organisationstalent für Onkel Jo-

hannes und Tante Elsi abzugewinnen.

Auch planen wir unsere vierte, fünfte, sechste usw. Lebensphase (wieviele gibt es eigentlich?), so gut und so umsichtig wie wir nur können. Die eingangs erwähnten wirklich lebenswerten Verwandten konnten es auch, sozusagen heimlich und ohne Geschrei, vor allem ohne Anrufung des St. Annodozmol. Theresli

Mengenlehre und Mathematik

«Hansli, wie alt bist du jetzt?» – «Sechs Jahre», erwidert er. Nach einem Jahre fragt ihn seine Gotte wieder: «Hansli, wie alt bist du jetzt?» – «Dreizehn Jahre.» – «Ach, dummes Zeug, das stimmt doch nicht, vor einem Jahr warst du erst sechs Jahre!» – «Doch Gotte, das verstehst du nicht besser, das ist Mengenlehre. Sechs und sieben gibt doch dreizehn!» JM

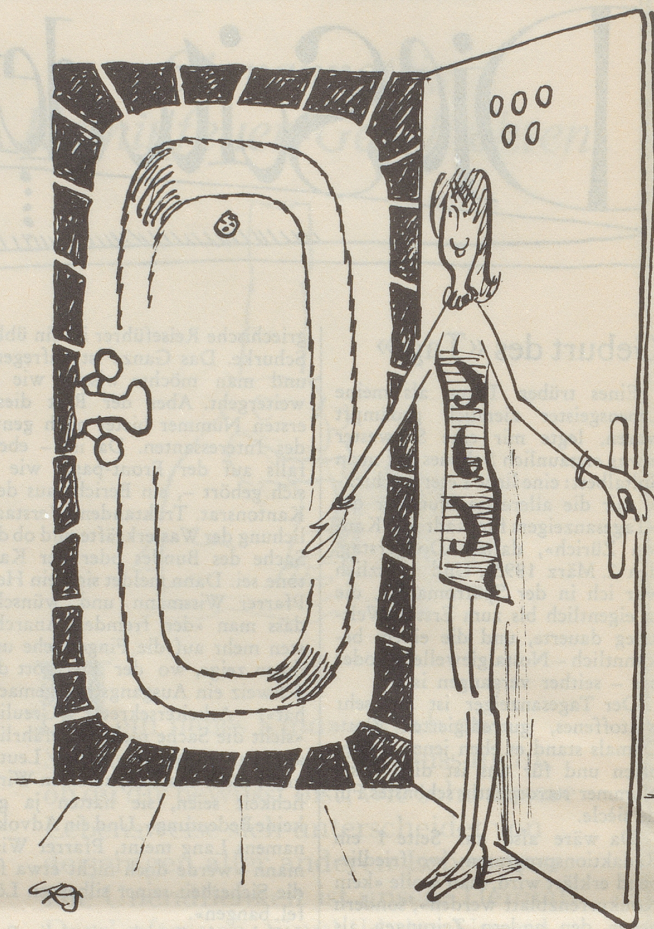
Ein heisses Eisen

Man kann sich darüber entsetzen, man kann die Augen davor verschliessen, man kann resigniert die Achseln zucken: Die Prostitution gibt es. Die Zürcher Stadträtin E. Lieberherr sagt dazu: «Ich empfinde die Prostitution als etwas ganz und gar Unwürdiges für die Frauenwelt... es müsste etwas unternommen werden, um diesen Zuständen ein Ende zu setzen.» Die Prostitution abschaffen, wieviele Generationen wohlmeinender Idealisten haben das nicht schon vergeblich versucht! Ueberall in den grösseren Städten gibt es private Institutionen, die sich mit grossem Einsatz und viel Geduld bemühen, die Dirnen «zu retten», d. h. sie für einen andern Beruf zu gewinnen. Dies gelingt hie und da. Aber grosse Schwierigkeiten sind zu überwinden:

Viele Dirnen sind psychisch so labil, dass sie keine regelmässige Arbeit durchstehen. Sie sind in einem Heim aufgewachsen oder haben eine Hilfsschule besucht. Weil sie meist keine Berufsausbildung genossen haben, können sie nur niedrigste, schlecht bezahlte Arbeit finden. Die Arbeit als Dirne hingegen wird sehr gut bezahlt. In einer Nacht verdient sie mit durchschnittlich 10 Kunden mindestens 500 Franken. Sie kann also wählen: 3 Nächte pro Monat als Dirne sich benutzen lassen oder 180 Stunden in einer Fabrik. Ich überlege mir, was schlimmer ist. Die Dirne hat meistens beides schon ausprobiert und sich für das kleinere Uebel entschieden. Wer will es ihr verargen? Ist es wirklich so schlimm, was sie tut?

Für Geld stellt sie ihre Zeit und ihren Körper zur Verfügung. Für Geld stellt ein Arzt seine Zeit und sein Wissen zur Verfügung. Ist der Unterschied so gross? Ich will keinen Arzt beleidigen. Ich finde seine Arbeit schön und nötig. Aber: Ist nicht auch die Arbeit einer Dirne nötig? Besteht nicht offensichtlich ein dringendes Bedürfnis danach?

«... und hier das Badezimmer!»



Könnte sie nicht sogar schön sein? Einem kontaktschwachen, triebgeplagten Menschen Erleichterung verschaffen. – Vielleicht leiden die Dirnen nicht vor allem unter ihrer Arbeit, sondern unter der gesellschaftlichen Diskriminierung und – unter den Zuhältern.

Jetzt komme ich zu meinem Hauptanliegen: Weil wir die Dirnen als Untermenschen betrachten und mit ihnen nichts zu tun haben wollen, werden sie von Zuhältern masslos ausgebeutet. Einer von ihnen prahlt: «Für mich arbeiten 37 Gritten.» Natürlich ist Zuhälterei verboten und gelegentlich wird auch einer erwischt und bestraft. Dies ändert nichts an der Tatsache, dass 80 % der Dirnen Zürichs (ca. 2000) den grössten Teil ihres Verdienstes ihren «Beschützern» abliefern, aus Angst, aus Unwissenheit oder aus Liebe. Und so kommt es, dass die Dirnen trotz ihres hohen Einkommens meistens bettelarm bleiben. Ihr Altern ist trostlos, viele verkommen ganz und landen schliesslich in irgendeiner Armenanstalt.

Könnte der Staat nicht etwas tun, um das Los dieser Frauen zu erleichtern? Nicht «retten» sollten wir die Dirnen, sondern ihnen zu einer menschenwürdigeren Existenz verhelfen. Z. B.: Wir richten gut

geführte staatliche Bordelle ein. Die Dirnen sind hier vom eisernen Griff der Zuhälter befreit, stehen unter ärztlicher Kontrolle. Das Leben in der Gemeinschaft gibt ihnen einige Geborgenheit. Der Fürsorger, dem das Bordell untersteht, ein gut geschulter Sozialarbeiter, berät und betreut sie. Er gibt ihnen nur einen Teil ihres Verdienstes und zahlt den grossen Rest in eine Pensionskasse ein. So können sich die Dirnen mit 50 Jahren pensionieren lassen. Wer vergönnt ihnen ein fröhliches, sorgenfreies Alter?

Ob die Prostitution als solche unwürdig sei, darüber lässt sich streiten. Ganz und gar unwürdig aber finde ich die Art und Weise, wie wir die Dirnen verachten und im Stich lassen. Ariane

Liebe Ariane, eine sehr vornehme Dame, englische Politikerin und vielfache Grossmutter hat sich vor Jahren genau in Deinem Sinne über dieses Problem geäussert, und hat auch darüber geklagt, dass die «Rettungsaktionen» fast immer im Glätt- oder Weissnäherunterricht bestehen, was den Mädchen rasch verleide. (Mir würde es auch rasch verleiden.) Die Lady führt aus, die Männer könne man nicht ändern (sie selber habe einen Mann und vier Söhne) wohl aber die Organisation der Prostituierten, – eben in der von Dir vorgeschlagenen Weise. Bethli